

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1914**

136 (16.6.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 45



Fantastie jetzt gar nicht genug Übung, um ihr das bis ins kleinste auszumalen. Sie dachte daran, wie sie im Sommer mit ihren Enteln spazieren gehe und im Winter mit dem Strickstrumpf beim glutgränzenden Ofen mit ihnen sitze.

Das war im Herbst, als sie ihren Lieblingsblumen im Garten, den Stiefmütterchen, ihr Winterbett bereite. Sie plauderte dabei mit der Nachbarin über den Saun von allerlei Dingen und strömte eine Frische und Klarheit aus, wie nie zuvor. Sie sprach mit einer Fröhlichkeit von ihren Sorgen und in überströmender Freude davon, daß sie es nun endlich auch so schön haben werde, wie die Stadtfrauen, die am Abend noch spazieren gehen könnten. Die Nachbarin sagte darauf: „Ich gönne es euch, Frau Marten. Ihr habt lange genug und mehr geschuftet, als manche andere von uns.“

In diesem Herbst fingen ihre welken Wangen an zu glühen wie Rosen nach einem trockenen Sommer. Sie blühte auf und ward fröhlich, so daß sie sich an manchen Tagen kaum selbst mehr erkannte. Sie durchlebte den Winter bei Plaudern, Strümpfstricken und der Ausgelassenheit, ihrer ersten Eitelkeit, so daß die Kälte draußen kaum ihre Seele zu berühren schien. Ihren von Krankheit und Mühsal gebrühten Körper durchrieselten Kräfte, die wie ein neues, bevorstehendes Leben ihre Hoffnung nährten. Sie gab sich ganz dem gleichmäßigen Glück der Ruhe hin. So verging der Winter und es ward Frühling.

Mutter Marten dachte als eine der ersten ihre Blumenrabatten auf und war das sprossende Leben selbst. Ihre blauen Augen leuchteten hell in den weiten sonnigen Tag. Vater Marten grub die Beete um, schnitt die Geden aus und machte alles taatfertig. Dann säten sie gemeinsam und sagten auch miteinander: Walt's Gott!

Ging der März; kam der April. Ein April, der seinen Ruf nicht verleugnete. Tag für Tag Regen und Wind. Die Sonne guckte nur dann und wann durchs Gewölk. Endlich brach an einem Mittag die Sonne durch einen Berg schwarzer Wolken, die der Wind auseinandertrieb. Es wurde schnell warm, der Wind legte sich. Alles atmete schwer den Hauch des Frühlings.

Vater Marten war über Feld gegangen, denn es ließ ihm länger keine Ruhe, er mußte wissen, wie die Saaten standen. Mutter Marten saß auf dem Hof und sonnte sich. Aber nur eine Viertelstunde, dann ging sie in den Garten. Der dampfte und duftete, daß sie die Luft anfiel, nachzusehen, ob es trocken genug sei, einige durch das Aprilwetter verfallene Bestellungen nachzuholen.

Es ging. Sogleich holte sie Hacken und Hacken, zog Willen, legte Erbsen, holte sich Salatpflänzlinge und pflanzte ein Salatbeet, kurz, sie arbeitete, als gälte es, ein verloren gegangenes Jahr nachzuholen. Gegen Abend war sie fertig. Sie trocknete sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich auf die Hofbank, um auszuruhen. Dabei lauschte sie dem Stimmengewirr, das sich zwischen Frauen von Saun zu Saun fortsetzte. Denn mit der Mutter Marten waren alle Gärten lebendig geworden.

Sie hatte nicht lange geessen, da überfiel sie eine seltsame Kühle, es schüttelte sie und sie ging hinein. Mutter Marten wußte, was es war. Sie wußte, daß diese Kühle war wie der Duft, der den Blüten im Venz wie im Herbst so grausam feindlich ist. Sie ward krank und lag am nächsten Tag mit rotüberhauchten Wangen in den Kissen und atmte schwer. Ihr Mann wollte den Arzt holen, aber sie wehrte ab. Es war ja nicht schlimm. Sie war doch schon oft krank gewesen, totkrank sogar, und trotz ihres schwachen Körpers immer wieder durchgekommen. Das ist nur eine Erkältung, sagte sie.

Am dritten Tage holte man den Arzt. Als er sagte, sie müsse sich schon in acht nehmen, es sei Lungenentzündung, zuckte es um ihre Lippen.

Als der Arzt fort war, meinte sie zwar, sie fühle sich stark, habe die Krankheit schon zweimal überstanden. Warum sollte sie es nicht ein drittesmal überleben. Dennoch befolgte sie sorgfältig die Anordnungen des Arztes und war peinlich darauf bedacht, die Medikamente auf die Minute einzunehmen. Mit jedem, der nach ihr sah, redete sie, daß sie sich auf den Sommer freue, wo sie spazieren

gehen könne. Aber ihre Stimme ward dabei immer leiser. Die blauen Augen sanken täglich tiefer in ihre Gruben, wurden blasser und schlossen sich oft. Marten frug sie, ob er den Pfarrer holen sollte. Sie schüttelte den Kopf. Ob er den Jungen draußen in der Fremde nicht schreiben solle, daß sie kommen möchten. Mutter Marten wollte nichts davon wissen.

Am siebenten Tag kamen trotz ihres Widerstandes ihre Söhne herbeigeeilt. Der Pfarrer war ebenfalls bei ihr gewesen. Als sie ihren Söhnen die magere Hand reichte, sagte sie, es wäre gar nicht schlimm, sie hätten deswegen nicht die weiten Reisen zu machen brauchen. Die Söhne gingen nach diesem Gruß hinaus und weinten.

Mutter Marten wollte noch nicht sterben, sie wollte leben. Jetzt leben, wo die Tage so sonnig und ruhig wurden. Wie darf ein Schicksal so grausam und ein Gott so hart sein und sie jetzt aus der friedlichen Stille und Glückseligkeit ihres Feierabends herausreißen. Das konnte Gott, zu dem sie täglich treu wie ein Kind gebetet hatte, nicht wollen.

So waren ihre Gedanken, wenn sie aus dem Fieber erwachte. Ihr ganzes Gesicht, ihr ganzer Körper war ein Kampf gegen die heransichleichen tödliche Umzingelung des Todes. Sie wehrte sich. Jeder Nerv schien zu schreien: Gehe! Nur noch einmal gehe. Warum gehst du nicht? Ich möchte noch ein wenig im Hellen stehen. So geht, es liegen so viele herum, die jahrelang nach dir rufen. Geh! zu diesen, ich rief dir nicht!

Wenn sie in die Stille zurücksank, schien es immer, als ob sie gesiegt habe. Sie lag dann friedlich mit gefalteten Händen und schlief.

Indessen war das Regengeprassel gleichmäßig klaren, schönen Tagen gewichen.

Es war Sonnabend. Einer jener Abende, die in der kleinen Stadt so feierlich sind, fast feierlicher als der Sonntag selbst. Die Sonne warf ihre letzte Glut ins Tal und übergoß das knospende Land mit einer Fülle purpurgoldenen Lichts, daß es die Augen trunken machte. Der leuchtende Reichthum des Abendrots drängte sich bis in die weißgetünchte Stube, wo die Mutter Marten lag und in scheidenden traurigen Blicken mit dem fliehenden Leben flüsterete. An jenem Abend begann ihr verzweifelter Endkampf mit dem Tode und endigte erst am andern Morgen, als die Sonntagsglocken schon zum drittenmal ihre bittende Zunge lösten.

Sie wehrte sich mit aller Kraft. Sie wollte, mußte diesmal noch Sieger bleiben. Jetzt, wo die Welt für sie so purpurgrün, so schön war, so sonnig an jedem Tag.

Bald waren ihre Hände fest gefaltet, bald krallten sie sich krampfhaft an der Decke fest oder suchten hilfeverlangend nach denen ihres Mannes oder ihrer Söhne, die abwechselnd bei ihr waren. Das Fieber stieg. Von Stunde zu Stunde ward ihr Atem kürzer, das Herz schwächer im Kampf. Der Arzt sagte: Es geht zu Ende. Die Kräfte sind zu verbraucht für solch eine Kraftprobe.

Gegen Morgen schien das Fieber ein Flammenmeer zu werden, das immer um ihren Herzschlag kreiste. Ihre Hüfte waren kalt wie Eis. Die Zunge lag stets auf den Lippen und verlangte nach Kühlung. Der letzte Glanz der Augen wich. Das Gesicht verbog, verzerrte sich und war wie ein einziger Schrei. Nur noch ein einziger langer Schrei: Helst!

Als die Sonne schon gegen Mittag stand, hatte der Tod sie überwunden. Ihr Krampf- und Kampfaequältes Haupt lag in den Kissen, schmerzverzückt. Ein ergebener Trost reichte die blauen Lippen.

Vater Marten hatte ihr die Augen zugeedrückt, und zu seinen Söhnen gesagt: „Sie hat sich so lange nach Feierabend geseht. Nun ist sie von aller Sehnsucht erlöst.“

Seine Augen blickten traurig ohne Tränen.

Dann verbannten sie das blendende Mittagslicht hinter die Läden und sanken draußen in der Helle weinend zusammen.

## Mein Freund Luz.

Von Alfred Gottwald.

(Nachdr. verb.)

Er stammt aus Rußland. Seine Mutter, eine geborene Wolf, hat sich eines Mordverluches an ihm schuldig gemacht, als sie bemerkte, daß er beim Trinken schmackte, wie ein Hund. Vielleicht ärgerte sie sich darüber, daß sie einem Hunde das Leben gegeben hatte, während sie sonst nur Sprößlinge mit ausgeprägtem Wolfsrachen zur Welt brachte. Luz wurde aber vom Tode errettet. Man entriß ihn seiner grausamen Mutter in dem Augenblicke, als sie ihn totbeissen wollte, und verkaufte ihn für fünfshundert Mark nach Deutschland.

So kam Luz nach Berlin, und da sein Herr die Hundesteuer regelmäßig entrichtete, wurde mein Freund Luz in Preußen geduldet, obwohl er als russischer Einwanderer lästig und verdächtig erscheinen mußte. Als durchaus anständiger Wolfshund erfüllte er die ihm obliegenden Pflichten eines Nachtwächters zur größten Zufriedenheit seines Herrn und verdiente sich auf ehrliche Art sein tägliches Fleisch.

Doch einmal übermannte ihn die Wut über das aufgeblasene Benehmen eines Berliner Hundes, der ihn zähnefleischend fixierte und ihm dann höhnisch die Zunge herausstreckte. „Die Berliner Hunde — dachte Wolf — haben für fremde Eigenart nicht das geringste Verständnis. Sie sind nur von sich und für sich selbst eingenommen und belächeln jeden, der sich erlaubt, anders zu sein. Ich bin zwar Ausländer und muß hier sehr vorsichtig auftreten, um nicht ausgeliefert zu werden, möchte aber doch mal ein Exempel statuieren. Vielleicht kommen mir die anderen Berliner Hunde dann etwas höflicher entgegen.“

Luz biß also den frechen Berliner Hund tot. Bald aber ergriff ihn Reue. Er lief nach der Revier-Polizei und bezichtigte sich selbst des verübten Mordes, gab sich in heiseren Bitttönen als der zu erkennen, der er war, als Wolfshund aus Rußland, und wollte im übrigen die Lat in einem Augenblicke ausgeführt haben, in dem ihm die freie Willensbestimmung fehlte. Er sei überhaupt nicht zurechnungsfähig und beantragte Untersuchung durch einen Tierarzt. Endlich hat Luz, kläglich winselnd, ihn unbestraft zu seinem Herrn zurückkehren zu lassen und beileibe nicht einsperren. Nieber wolle er noch bis zur Hauptverhandlung unentgeltlich Dienste als Polizeihund leisten.

Der Polizeileutnant kratzte sich verlegen am Kopf. Er schürfte dort ziemlich lange nach einer treffenden juristischen Begriffsbestimmung, stieß aber nur auf etwas Pomade. Da er mit dem Fall nichts anzufangen wußte, ließ er sich durch einen reitenden Kriminalschuttmann aus einer Buchhandlung ein Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich holen, las es meinem Freunde Luz, der immer kläglich winselte, vor und erklärte zulezt: „Es liegt hier nur eine Sachbeschädigung vor, da nur ein Hund getötet worden ist. Ein Hund ist nämlich nach dem Gesetz keine Person im juristischen Sinne, er genießt also auch nicht das Recht einer Person, getötet zu werden. Er ist nur eine Sache, ein Vermögensobjekt, und wer ihn scheinbar tötet, kann also nur wegen Sachbeschädigung bestraft werden. Da aber hier Sachbeschädigung durch einen Hund vorliegt, also Sachbeschädigung durch eine Sache, kann natürlich auch von einer Sachbeschädigung keine Rede sein, da der sachbeschädigende Hund als Sache weder die Rechte einer Person genießt, noch ihren Pflichten unterworfen ist, insbesondere auch nicht der Pflicht des Gehorsams gegenüber den geltenden Strafgesetzen. Es liegt also eigentlich überhaupt nichts vor. Immerhin muß dieser Hund sofort totgeschossen werden, weil er als Sache nicht die Rechte einer Person genießt, also auch nicht das Recht eines Schutzes von Leib und Leben. Da er aber Ausländer und als solcher keinen Schutz Pulver wert ist, erscheint der Tod durch Ersäufen angeeignet. Man lege ihm die Weinschellen an und werfe ihn in den Landwehrkanal, alles mit der nötigen Vorsicht, damit der Hund nicht zu Schaden kommt. Es könnte sonst heißen, die Polizei habe sich einer Sachbeschädigung schuldig gemacht. Erfannt und verurteilt.“

In diesem Augenblick erschien der Herr des Hundes, „Luz“ entwichte, als sein Herr die Tür öffnete, entfloß aus dem Polizeiamt und kehrte erst am Abend nach Hause zurück, um gewissenhaft seine Pflichten als Nachtwächter weiter zu erfüllen.

Da wurde seinem Herrn schon am folgenden Tage durch die Polizei mitgeteilt, daß sein Hund eine gefährliche Sache sei. Er selbst sei gehalten, diese Sache zu töten oder binnen dreitägiger Frist über die Grenze des Deutschen Reiches zu befördern.

Das Polizeipräsidium änderte jedoch auf die Verurteilung des Hundebesizers die Entscheidung des Polizeileutnants dahin ab, daß diese Sache aus dem Reichsbilde der Stadt zu entfernen und beständig an der Kette zu halten sei.

Luz liegt jetzt an der Kette und erträgt sein herbes Schicksal mit Ergebenheit in den Willen eines unabänderlichen Blödsinns. Als ich ihn heut besuchte, fraßen die Tauben aus seinem Futternapf, ohne daß er irgendwie Miene machte, aufzustehen und sein Eigentumsrecht an dem Inhalt des Napfes geltend zu machen.

Er ist Fatalist geworden und fügt sich in alles, was das Schicksal schickt. Er weiß ja nun auch, daß eine Sache keine Rechte haben kann, also auch nicht meckern darf, wenn ihm das Futter weggestohlen wird. Zuweilen sagt er sich freilich in lichten Augenblicken, daß eine Sache auch keine Pflichten hat, also auch nicht die Pflicht, an der Kette zu liegen. Er ist dann imstande, mit einer Kraft, die eine grenzenlose Wut verleiht, seine Kette zu sprengen und irgend einem Vorübergehenden, in dem er einen Rechtsgelehrten vermutet, die Hufe zu zerreißen.

Seine Augen blicken streng und scharf, und doch auch so mild und weich, wenn jemand zu ihm spricht, der in der Seele eines solchen Hundes zu lesen versteht und die tiefe Tragik seines Daseins begreift.

Armer Luz!

## Karl Frenzel.

In Karl Frenzel, wohl dem ältesten der deutschen Journalisten und Feuilletonisten, der am 9. Juni in Berlin starb, ist eine literarische Persönlichkeit von hoher künstlerischer Bedeutung dahingegangen. Frenzel, der 87 Jahre alt geworden ist, war bis zu seinem dreißigsten Jahre Geschichtslehrer. Der Geschichte, insbesondere der Kulturgeschichte, deren Träger und Strömungen er in zahlreichen Romanen festzuhalten gesucht hat, ist er denn auch sein Leben lang treu geblieben. Trotz der Fülle historischer Anregungen, die in seinen kulturgeschichtlichen Romanen und Novellen steckt, werden sie ihn wohl kaum für lange überleben. Es steckt in ihnen, trotz manchen hinreichenden Partien, nicht jener epische Schwung, der allein an erzählenden Werken für längere Zeit Interesse erwecken und wachhalten kann. Als die bedeutendsten seiner Romane gelten: „Papst Ganganelli“, „Im goldenen Zeitalter“ und „Watteau“. Bleibende Dauer versprechen eher Frenzels historische Studien, wie „Renaissance und Rokoko“, „Wilder und Wüsten“ u. a. Mit seinen Strichen hat er in ihnen das Wesen der behandelten Zeitübergänge und Umschwünge gekennzeichnet und im lebhaften Erzählertone ausgedeutet. Seine „Berliner Dramaturgie“ bietet auch jetzt noch mancherlei des Interessanten und Anregenden.

Während eines Menschenalters, von 1861 bis 1908, ist Frenzel Feuilleton- und Kunstredakteur der „National-Zeitung“ gewesen. Als die bekannten „finanziellen Schwierigkeiten“ an dieses einstmals liberale, heute stöcker-reaktionäre Blatt herantraten, war Frenzel der erste, der von der Geschäftsleitung sans facon auf die Straße gesetzt wurde. Das war der echt bürgerliche Dank, den er für seine aufopferungsvolle Tätigkeit von einer Zeitung einheimste, der er Jahrzehnte während, tonangebenden Einfluß im literarischen und künstlerischen Berlin geschaffen hatte! Ueberraschend wird ihm, der die moderne Entwicklung der bürgerlichen Zeitung zu einem kapitalistischen Geschäftsunternehmen gleich jedem Warenhaus ja von ihren Anfängen miterleben konnte, diese brutale Entlas-